

Fast vergessen, oft verschwiegen, gern verdrängt – die Sperrzone von Tschernobyl

Die goldenen Kuppeln der Kirchen und Klöster strahlen in der Morgensonne, als ich im Mai 2011 in Kiew zu meiner ersten Expedition in die Sperrzone aufbreche. Das alte Herz der ukrainischen Metropole rührt mich an mit seinem lebenswerten Laissez-faire, den prachtvollen Bauten, den pompösen Boulevards und den einladenden Straßencafés. Doch für die nächsten Tage liegt mein Ziel gut 100 Kilometer den mächtigen Strom Dnjepr flussaufwärts und ist eine andere strahlende Kuppel: die Atomruine von Tschernobyl.

Während die Hochhäuser der Trabantsiedlungen um Kiew am Horizont verschwinden und die Landschaft hinter dem Autofenster immer einsamer wird, gehen meine Gedanken zurück an meine ersten Begegnungen mit der Atomkraft. Ich selbst habe einen Großteil meiner Kindheit in Stade an der Unterelbe verbracht: knapp fünf Kilometer vom Atomkraftwerk Stade (2005 abgeschaltet), knapp 30 Kilometer vom Reaktor in Brokdorf und knapp 38 Kilometer vom Atommeiler in Brunsbüttel (2011 abgeschaltet) entfernt.

Ich erinnere mich noch lebhaft an unser sonntägliches Ritual der ausgedehnten Spaziergänge mit Oma und Opa auf dem Elbdeich und an dieses mulmige Gefühl, wann immer ich diese weiß-glänzenden Atomkuppeln sah. Trotz aller technischen Faszination fühlte ich schon damals instinktiv, dass solch gefährliche Anlagen nicht in meine Nachbarschaft gehörten, und ich spürte eine kindliche Angst.

Jetzt ist es wieder da, dieses Gefühl von Faszination, Entdeckerlust und viel, viel Respekt vor einer Bedrohung, die kein Lebewesen sehen, hören,

riechen, schmecken oder ertasten kann. Ich umschließe ein wenig fester den Geigerzähler in meiner Hand: Er wird in den nächsten Tagen einer meiner wichtigsten Begleiter sein.

Die äußere Sperrzone

Am Kontrollpunkt Dityaku überprüfen Soldaten ausgiebig meine Zugangspapiere vom Ministerium. Fast könnte man meinen, die Sperrzone sei wirklich für Unbefugte abgeriegelt. Doch die stacheldrahtbewehrte Grenze zur Todeszone ist löchrig: Schon immer sind Plünderer auf verschlungenen Waldwegen mit der Unterstützung korrupter Wachleute in die verstrahlte Region eingedrungen.

In den Jahren nach dem Unfall haben sie gefährlich hoch strahlende Pelzmäntel, Teppiche und Möbel

aus der Sperrzone nach Kiew auf die Flohmärkte gebracht und dort an ahnungslose Käufer verhöckert. Heute haben es professionell organisierte Banden in großem Maßstab auf Metalle abgesehen – doch dazu später mehr.

Weiter führt mich meine Reise durch die äußere Sperrzone mit einem Radius von 30 Kilometern, aus der alle 164.000 Einwohner umgesiedelt werden mussten. Nur etwa 400 ältere

Menschen sind in den letzten Jahren wieder in ihre verlassenen Bauernhäuser zurückgekehrt – vom Staat geduldet, meist ohne Strom und Telefon und nur mit Wasser aus dem eigenen Ziehbrunnen vorm Haus.

Einmal in der Woche kommt ein Wagen vorbei, der die Post, die winzige Tschernobylrente und einige Grundnahrungsmittel wie Zucker und Salz vorbeibringt. Ein karges und einsames Leben voller Ent-

Auszug aus:

„Was wäre, wenn ...“

von Alexander Neureuter, Silke Freitag und Jochen Stay, Hamburg, 2012

behrungen in der Subsistenzlandwirtschaft.

Alle diese Rückkehrer berichten, dass sie in den Plattenbausiedlungen von Kiew sehr unglücklich waren, keine Wurzeln schlagen konnten und die Sehnsucht nach der eigenen Scholle sie wieder hierher trieb. „Grausam wurden wir verspottet in Kiew. Schau nur, haben die Menschen dort zu uns gesagt, schau nur, da sind die Leuchtkäferchen aus Tschernobyl“, erzählt mir eine alte Babuschka den Tränen nahe. Jetzt lebt sie wieder mit ihrem Mann, einer Kuh, einem Schwein und einigen Hühnern in ihrem fast vergessenen Dorf in der Todeszone. „Ich brauche den Wald, ich brauche die Weite der Landschaft zum Atmen. Und wenn ich eben wegen der Strahlung mit 80 Jahren statt 82 sterbe, dann trete ich wenigstens in Würde ab – und auf meinem eigenen, geliebten Land.“

Wenige Kilometer weiter erreiche ich die fast menschenleere Stadt Tschernobyl, wo ich für mehrere Tage mein Lager aufschlage. Zusammen mit einigen Wissenschaftlern aus dem Westen übernachtete ich in der besten Unterkunft weit und breit, einer Wellblechbaracke, scherzhaft „Tschernobyl Hilton“ genannt.

Meine ersten Eindrücke verwirren mich und es ist, als ob meine Sinne mir einen Streich spielen wollen: Wie still es hier ist! Keine Stimmen, kein Kinderlachen, keine Autos, keine Flugzeuge (Flugverbotszone!), keine Vögel, kein Hundebellen – nichts. Tschernobyl ist ein wahrhaft stiller Ort, den die Natur langsam und schleichend zurückerobert. Schon durchbrechen freche Birken den Asphalt der autofreien Straßen und streifen neugierige Wölfe und unerschrockene Wildschweine in der Nachbarschaft herum. Nach 20 Uhr herrscht Sperrstunde in der verlassenen Stadt und die Sonderpolizei

„Schau nur, da sind die Leuchtkäferchen aus Tschernobyl!“

lässt nicht mit sich verhandeln.

Besonders in der Nacht herrscht eine so vollkommene, allumfassende Stille, dass vor lauter akustischem Vakuum die an den Weitenlärm gewöhnten Ohren zu schmerzen drohen: So muss sich totale Taubheit anfühlen! Zum Glück versichert mir der zaghafte Gesang einer einzelnen Nachtigall, dass ich noch im Hier und Jetzt bin.

Nur etwa 400 Techniker und Bauarbeiter, die sich um die Nachbetriebsphase der Reaktoren kümmern und die Errichtung des zweiten Sarkophags vorbereiten, schlafen hier während ihres Arbeitsaufenthalts (zwei Wochen Arbeit, zwei Wochen Urlaub zu Hause).

Weitere 16.000 Arbeiter und Ingenieure leben am nordöstlichen Rand der 30-Kilometer-Sperrzone in der Stadt Slawutytsch, die dort im Herbst 1986 als Ersatz für die verstrahlte Stadt Pripyat gebaut wurde. In luftdichten Spezialzügen pendeln diese Angestellten morgens und abends zwischen Slawutytsch und dem Atomkraftwerk durch die verseuchte Sperrzone hin und her.

Wie an jedem Abend vollzieht sich am Eingang unseres „Tschernobyl Hilton“ das gleiche Ritual: Die Männer müssen einzeln durch einen Ganzkörper-Kontaminationsmonitor, um eventuell an der Kleidung anhaftende Strahlenpartikel aufspüren und entfernen zu können. Bei einem britischen Atomphysiker, der vor mir in dem mannshohen Messgerät steht, schrillen plötzlich die Alarmglocken: Kontamination an der rechten Stiefelsohle!

Der besorgte Wissenschaftler reinigt sorgfältig sei-

ne schweren Gummistiefel, doch unverändert ertönt der Alarm. Schließlich löst ein ukrainischer Strahlenschützer das Problem, indem er den Stecker des Kontaminationsmonitors zieht, bis das Gerät verstummt. Dann winkt er lauthals lachend

den fassungslosen Briten mit seinem strahlenden Stiefel durch das abgeschaltete Messgerät.

Ich erschauere für einen Moment, wie sehr der tägliche Umgang mit der ständigen Strahlengefahr die Vorsicht abstumpfen lässt.

Nach dem gemeinsamen Abendessen werden in geselliger Runde die Erlebnisse des Tages ausgetauscht, die ungestillten Sehnsüchte von der fer-

nen Heimat geteilt und irgendeine russische Seele stimmt schließlich eine der anrührend melancholischen Melodien von Mütterchen Russland an. Als allgegenwärtiger Begleiter kreist – trotz strikten Alkoholverbots in der Sperrzone – die Literflasche vom billigen aber guten Nemiroff-Wodka (ab 1,35 Euro pro Liter). Was für den flüchtigen Beobachter vielleicht wie ein gelebtes Klischee wirkt, ist für diese Männer der überlebenswichtige Versuch, in einer menschenleeren, verstrahlten, feindlichen Umgebung wenigstens vor dem Schlafengehen noch ein paar Stunden voller Gemeinsamkeit, Herzlichkeit und Zerstreung zu erleben.

Mein modernes Strahlenmessgerät erntet die Anerkennung der Atomwerker und bleibt bisher stumm: Die Strahlenwerte hier in der Stadt Tschernobyl, die nur 12 Kilometer südlich des explodierten Reaktors liegt, sind kaum höher als in Norddeutschland. Wind und Wetter haben den radioak-

„Dann zieht er den Stecker des Kontaminationsmonitors.“

tiven Fallout damals überwiegend in Richtung Norden und Westen verteilt. Doch radioaktiver Staub und immer stärker kontaminiertes Fluss- und Grundwasser stellen eine wachsende Gefahr für die Stadt dar.

Die Lebensmittel und das Wasser für die Arbeiter und Forscher in der Sperrzone werden jeden Tag aus Kiew herbeigeschafft. Heißt es zumindest offiziell.

Zur Sicherheit messe ich das Wasser in der Dusche auf Strahlung – zum Glück schlägt der Geigerzähler nicht aus. Von nun an gönne ich mir jeden Abend ein ausgiebiges Duschbad, um die allgegenwärtige Bedrohung, die ich nicht wahrnehmen kann, von mir abzuspülen. Und wenn es nur Hygiene für die Seele ist ...

Um ein besseres Gefühl dafür zu bekommen, wie hoch die Strahlenbelastung hier selbst 26 Jahre nach dem Super-GAU noch immer ist, werde ich der Einfachheit halber im weiteren Verlauf die normale Hintergrundstrahlung rund um das Atomkraftwerk Brokdorf als Vergleichsmaßstab nutzen.

Die innere Sperrzone

In der Sperrzone macht das trügerisch saftige Grün der Vegetation beinahe vergessen, dass hier überall ein unsichtbarer Feind lauert: Radioaktivität. In der scheinbar intakten Natur fallen nur ab und zu einige mit Gras bewachsene Hügel auf, die wie von Gipfelkreuzen mit gelbroten Strahlenwarnzeichen gespickt sind – die „Mogilniks“ (Müllgruben). Jeder dieser etwa 800 Erdhaufen verbirgt verstrahlte Fahrzeuge oder eines der hochgradig kontaminierten Bauerndörfer, die in größter Eile mit Planierraupen und Armeepanzern zusammenge-

schoben und hastig mit Erde bedeckt wurden.

Auch wenn heute im wahrsten Sinne des Wortes Gras darüber gewachsen ist, lauert darunter für Tausende von Jahren weiterhin der gefürchtete Cocktail aus Uran und Plutonium, der langsam und unaufhaltsam in das Grundwasser und die Flüsse sickert. Denn in aller Hektik wurden die Mogilniks weder mit Folien noch mit Beton abgedichtet.

Jedes Jahr gelangen die äußerst langlebigen Radionuklide etwa fünf Zentimeter tiefer in den Boden und haben inzwischen bereits die Grundwasser führenden Schichten dieses sumpfigen Gebietes erreicht.

Hier meldet sich zum ersten Mal mein Strahlungsmessgerät und zeigt die 840-fache Strahlung an – verglichen mit der normalen Hintergrundstrahlung in Brokdorf.

Der Reaktor Nr. 4

Voller Ehrgeiz hatten sie den größten Atomkraftwerkskomplex der Welt geplant: zwölf kraftstrotzende Atommeiler nebeneinander. Vier Reaktoren waren schon in Betrieb, darunter der havarierte vierte Block, der als Vorzeigeprojekt erst seit 1983 am Netz war.

Im Jahr 1981 begannen auch die Bauarbeiten für die Blöcke 5 und 6, deren Inbetriebnahme für Herbst 1986 vorgesehen war. Doch nach der Explosion von Block 4 am 26. April 1986 wurden alle Montagearbeiten gestoppt und die rostende Großbaustelle „für bessere Zeiten konserviert“.

Noch heute vermitteln die Baugruben und Rohbauten den Eindruck, als wären die Arbeiter nur gerade in der Frühstückspause.

Vorbei an einem Trockenzwischenlager (erbaut von der französischen AREVA) und an einer Konditionierungsanlage (errichtet und betrieben von der deutschen NUKEM) kommt langsam der havarierte Reaktor Nr. 4 mit seinem markanten Schornstein näher.

Eine gigantische, 63 Meter hohe Stahl- und Beton-Konstruktion – der „Sarkophag“ – überdeckt die Ruine des explodierten und ausgebrannten Reaktors.

Das Äußere dieser rostigen Schutzhülle sieht immer noch hastig zusammengeschustert aus und reflektiert die Eile und das todbringende Strahlungsniveau, unter denen dieses Bauwerk zwischen Juni und November 1986 errichtet wurde.

Um die lebensgefährlich hohen Strahlendosen auf möglichst viele Menschen aufzuteilen, wurden 600.000 Armeesoldaten für diese Aufräum- und Bauarbeiten abkommandiert. Wie viele von diesen sogenannten „Liquidatoren“ inzwischen an den Spätfolgen der Strahlung gestorben sind, weiß niemand genau. Experten gehen von Zigtausenden Opfern aus.

Heute zeigt die Hülle des Sarkophags noch immer Quadratmeter große Löcher, durch die Regenwasser und Wind in das Innere gelangen, radioaktive Substanzen mobilisieren und in die Umwelt einbringen.

Im Inneren des Sarkophags wurden mittlerweile mehr als 1,5 Tonnen eines feinen, radioaktiven Staubs festgestellt, der fortwährend bei der Verwit-

„Wenn du Speck schneidest, bleibt immer etwas davon an deinen eigenen Händen kleben.“

terung des damals bei 2.900 Grad Celsius geschmolzenen und später lavagleich erstarrten Kernbrennstoffs entsteht.

Inzwischen ist der Sarkophag zumindest gegen den drohenden Einsturz stabilisiert und soll garantiert noch mindestens 15 weitere Jahre halten. Etwa 200 Meter neben der Reaktorrüine haben Arbeiter damit begonnen, den Bau des bogenförmigen zweiten Sarkophags vorzubereiten. Nach der kompletten Montage des 110 Meter hohen, 164 Meter breiten und 257 Meter langen Bauwerks soll es bei einem Gesamtgewicht von über 29.000 Tonnen in einem Stück auf speziell verlegten Schienen über den heutigen Sarkophag geschoben werden. Mehr als 1,6 Milliarden Euro sind für dieses gigantische Vorhaben veranschlagt.

Ukrainische Fachleute lehnen seit Jahren diese von westlichen Unternehmen geplante Stahlgerüstkonstruktion vehement ab und favorisieren eine einfachere und kostengünstigere Betonkonstruktion aus einheimischer Planung. Besonders die nicht nachgewiesene Feuerfestigkeit der westlichen Stahlkonstruktion, die an eine Tennishalle erinnert, und auch die zweifelhafte Funktionalität der Lastkräne bei der geplanten Bergung und Sicherung des radioaktiven Inventars aus der Reaktorrüine sorgen bei den lokalen Experten immer noch für große Bedenken. Außerdem konnte das federführende NOVARKA-Konsortium keine Garantie geben, dass die Stahlkonstruktion mindestens 100 Jahre lang den widrigen Bedingungen standhalten wird.

Aber letztendlich wurde über die fachlichen Be-

denken hinweg der Auftrag für den Bau der Stahlgüstkonstruktion erteilt. Überwiegend westliche Konzerne werden daran verdienen. Valentin Kupny, von 1995 bis 2002 Direktor der Abteilung "Object Shelter", erzählt im Gespräch freimütig, dass es üblich war und ist, für anstehende Tschernobyl-Großaufträge die Zustimmung sowohl der nationalen als auch der internationalen Entscheider mit bis zu drei Prozent des Vertragsvolumens zu erkaufen.

„Glauben Sie mir, niemand hier hat ein ernsthaftes Interesse daran, dass der neue Sarkophag schnell gebaut wird“, berichtet Kupny. „Je länger sie daran arbeiten, desto länger zahlen die westlichen Konzerne dafür. Wir haben hier in der Ukraine ein altes Sprichwort: Wenn du Speck schneidest, bleibt immer etwas davon an deinen eigenen Händen kleben.“

Trotz der etwa 100 Meter Entfernung zum Sarkophag klettert die Anzeige meines Geigerzählers auf das 220-Fache der normalen Gammastrahlung. Die von Greenpeace nachgewiesene zusätzliche Neutronenstrahlung aus dem Sarkophag ist dabei noch nicht einmal berücksichtigt ...

Die Brücke des Todes

Eine schnurgerade Straße verbindet den Atomkomplex von Tschernobyl mit der Stadt Pripjat und überquert dabei eine nicht mehr befahrene Bahnlinie. Von dieser Brücke aus betrachteten in der Nacht zum 27. April 1986 viele Schaulustige den hellbunten Feuerstrahl des brennenden Grafits, der aus dem freiliegenden

Reaktorkern weit über die Rauchwolken hinaus in den Himmel schoss.

Die meisten von ihnen hätten als Mitarbeiter des Atomkraftwerks wissen müssen, dass kein normaler Brand, sondern ein ungebändigtes nukleares Feuer im Reaktor Nr. 4 wütete.

Doch sie alle vertrauten darauf, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Wegen der enormen Strahlung an dieser exponierten Stelle überlebte keiner dieser Zuschauer von der Brücke die Katastrophe.

Die Stadt Pripjat

Knapp fünf Kilometer entfernt vom zerborstenen Reaktor liegt die Stadt Pripjat. 48.000 Menschen – fast alle Mitarbeiter des Kraftwerks mit ihren Familien – wohnten in dieser sowjetischen Vorzeigestadt, deren Hochhäuser in den 70er Jahren aus dem sumpfigen Boden gestampft wurden.

Als strategisch wichtiger Standort wurde Pripjat vom Staat bevorzugt versorgt. Das Kultur- und Sportangebot war annähernd auf Großstadtniveau und auch in den Kaufhallen blieb kaum ein Wunsch offen: Von Tiefkühlgerichten über Südfrüchte bis zu französischem Parfüm erstreckte sich das ungewohnt reichhaltige Angebot.

In jeder Hinsicht war Pripjat eine junge und wachsende Stadt mit hoher Lebensqualität, die sich an den vielen Kindern und im geringen Durchschnittsalter von nur 26 Jahren ablesen ließ.

„Nur einmal im Jahr dürfen die Evakuierten für wenige Stunden die Gräber ihrer Lieben auf dem verstrahlten Friedhof besuchen.“

Viele der Einwohner von Pripjat verfolgten am 26. und 27. April 1986 den anscheinend harmlosen Brand des Reaktors von ihrem Balkon aus – einige beim Feierabendbier. Der leichtsinnige Enthusiasmus für die scheinbar gezähmte Urgewalt des gespaltenen Atoms spiegelt sich auch heute noch überall wieder in dieser toten Stadt: Der riesige Kulturpalast heißt „Energetik“, die Diskothek „Edison-2“ und das Kino „Prometheus“ ...

An eine Rückkehr der Bewohner in ihre aufgegebenen Stadt ist weiterhin nicht zu denken. Nur einmal im Jahr dürfen sie für wenige Stunden die Gräber ihrer Lieben auf dem verstrahlten Friedhof besuchen.

Der Leninplatz

Auf dem zentralen Leninplatz in Pripjat gab es jeden Samstag einen großen Bauernmarkt: Alte Mütterchen belagerten den Platz vor dem Kulturhaus „Energetik“ und boten ihre selbst gesammelten Pilze und Beeren aus dem Wald sowie Kohl, Zwiebeln, Kartoffeln und Äpfel aus dem eigenen Garten an.

Mittlerweile haben beharrliche Birken und Espen – häufig mit deformierten Blättern und anderen Mutationen verunstaltet – den Asphalt vor dem Kulturhaus durchbrochen und verbreiten sich wie wohltuend grüne Farbtupfen im trostlosen Katastrophengrau der Geisterstadt. Beharrlich erobert auch hier die Natur diesen lebensfeindlichen, verstrahlten Lebensraum zurück.

Der Kulturpalast "Energetik"

Bunt und vielfältig waren die Unterhaltungsprogramme im Kulturpalast „Energetik“: Lesungen,

Theater und Konzerte, eine gut ausgestattete Bücherei mit russischen Klassikern und moderner Propaganda-Literatur, dazu ein Restaurant, dem es an nichts fehlte, und allerhand packende Zweikämpfe des Handball-Clubs „Dinamo Pripjat“ in der Sporthalle.

Heute verschimmeln die verblichenen Bilder der Sowjetführer von gestern als ehemals unerlässliche Requisiten für den geplanten Maifeiertag 1986 an den Wänden und der verrottende Holzfußboden in der Sporthalle ächzt immer mehr unter dem Gewicht der auf ihm lastenden Handballtore.

Das Hotel „Polissiya“

In diesem eleganten Hotel, direkt am zentralen Lenin-Platz und neben dem Kulturhaus „Energetik“ gelegen, stiegen die in- und ausländischen Delegationen ab, die sich Tschernobyl als Musterstadt der Sowjetunion der Zukunft vorführen lassen wollten.

Heute wuchern die ersten Birken in den verwaisten Hotelzimmern, doch von der großzügigen Suite in der sechsten Etage bietet sich noch immer das bekannte Panorama von Pripjat mit dem zum Greifen nahen, ausgebrannten Kraftwerk. Von dieser Hotelsuite aus dirigierte auch ein Luftwaffenhauptmann über Funk die Löschflüge der mehr als 50 Hubschrauber über dem brennenden Reaktor.

Die „Blumen des Bösen“

„Les fleurs du mal“ schießt es mir spontan durch den Kopf, als ich zum ersten Mal die langsam abblätternde Wandfarbe in den endlos langen Korridoren und halbdunklen Fluren der Häuser sehe.

Die schuppig abgeplatzten Farbplacken strahlen eine unerwartete Schönheit aus und erinnern mich

mit ihren ästhetischen Mustern eher an exotische Blütenblätter, als an eine der bislang größten nuklearen Katastrophen der Menschheit.

Das Krankenhaus Nr. 126

Auf dem Dach des Krankenhauses in der Straße der Völkerfreundschaft steht immer noch in großen Lettern "Die Gesundheit des Volkes ist der Reichtum unseres Landes".

In der ersten Etage liegt die verwaiste Entbindungs- und Kinderstation, auf der pro Jahr etwa 1.000 Neugeborene zur Welt kamen. Im ewigen Schlaf vermodern dort heute Papierbündel mit Patientenakten und rosten Hunderte kleiner Kinderbetten vor sich hin.

In den verlassenen Operationssälen der gynäkologischen Station errichteten Ende April 1986 die Wissenschaftler des hoch angesehenen Kurtschatov-Strahleninstituts aus Moskau ihre provisorischen Analyselabors, denn hier gab es in großer Zahl gekachelte Räume und stählerne OP-Tische, die nach den gefährlichen Untersuchungen der Luft-, Wasser- und Bodenproben jeden Abend relativ gut dekontaminiert werden konnten.

Schon kurz nach der Havarie wurde hier das aus dem Unglücksreaktor geschleuderte Material untersucht und mit jedem Messergebnis kamen die Atomphysiker der für undenkbar gehaltenen Wahrheit näher: Nach der ersten Wasserstoffexplosion hatte wirklich eine unkontrollierte, nukleare Kettenreaktion innerhalb des zusammengeschmolzenen Kernbrennstoffs (190 Tonnen Uran und Plutonium) eingesetzt, die vom zehn Tage langen Brand des

Moderatorgraphits (1.700 Tonnen) gefolgt wurde.

In dieses Krankenhaus wurden am frühen Morgen des 26. April 1986 auch die tödlich verstrahlten Feuerwehrmänner und Mitarbeiter des Atomkraftwerks gebracht. Sie hatten als Erste versucht, den freiliegenden, hoch radioaktiven, brennenden, geschmolzenen Kernbrennstoff zu löschen.

In aller Eile wurden ihnen im Krankenhaus die Jacken, Hemden und Hosen sowie die Stiefel und Helme von den verbrannten Körpern geschnitten. Sie alle litten an der akuten Strahlenkrankheit mit den typischen Symptomen wie Erbrechen, Durchfall, Fieber, Kopfschmerzen, Müdigkeit und Desorientierung und starben innerhalb weniger Tage und Wochen an der tödlichen Strahlung, der sie am Reaktor ausgesetzt waren.

Bis zum heutigen Tag liegen ihre hochgradig kontaminierten Feuerwehruniformen im stockdunklen Keller des Hospitals und geben unvermindert eine extrem hohe Strahlung ab: 3.731 Mikrosievert pro Stunde, also das 46.600-Fache des normalen Hintergrundwerts misst mein Geigerzähler. Nach der deutschen Strahlenschutzverordnung ist in diesem finsternen Heizungskeller die maximal zulässige Jahresdosis schon nach 16 Minuten erreicht ...

Der Freizeitpark

Eine neue Attraktion sollte das gelbe Riesenrad sein, feierlich zu eröffnen am 1. Mai 1986, dem Tag der Arbeit. Doch daraus wurde nichts. Vier Tage vorher nämlich explodierte der Reaktor und anderthalb Tage nach dem Unfall wurden alle Ein-

„Schon nach 16 Minuten ist die maximal zulässige Jahresdosis erreicht.“

wohner evakuiert. Das Riesenrad hat sich nie mit Fahrgästen gedreht und wurde dennoch ein Wahrzeichen für das menschenleere Pripjat.

Noch heute zählt der asphaltierte Freizeitpark zu den am stärksten verstrahlten Flächen in der Stadt, weil die nördliche Fallout-Fahne tagelang über dieses Gebiet zog und die strahlenden Partikel nicht im Erdreich versickern konnten. In einigen Rissen im Asphalt haben sich die Radionuklide zu stark strahlenden Hot Spots angereichert und treiben meinen Geigerzähler mühelos auf das 260-Fache der normalen Hintergrundstrahlung.

Neben dem Riesenrad und einem rostigen Karussell stehen auch einige mittlerweile vermooste Autoscooter gelangweilt auf der grasüberwucherten Fahrläche. Wind und Wetter nagen seit 26 Jahren an den Scootern und haben die einst sonnengelben und feuerroten Renner mit einer tristen, gräulichen Patina überzogen.

Wer hätte damals gedacht, dass ein Ort der Fröhlichkeit eines Tages eine so tiefe Trauer ausstrahlen könnte ...

Das Hallenbad „Lazurnij“

Riesig wirkt das verwaiste Hallenbad „Lazurnij“ („Azur“) in Pripjat. Mit seiner 50 Meter langen Olympiabahn und dem Sprungturm war es nicht nur ein beliebter Treffpunkt der Einwohner, nein, hier trainierten auch viele russische Olympia-Schwimmer. Und sogar nach der Havarie war das Schwimmbad noch weitere elf Jahre in Betrieb, um den Liquidatoren und Bauarbeitern etwas Ab-

wechslung zu bieten und eine warme Dusche zu ermöglichen.

Dieses Schwimmbad erinnert mich spontan an das ähnlich überdimensioniert erscheinende Freibad in Brokdorf. Am 16. Mai 1980 weihte der damalige Innenminister von Schleswig-Holstein, Dr. Uwe Barschel (CDU), das schmucke Brokdorfer Freibad mit Drei- und Fünfmetersprungturm, Wasserrutsche und kuscheliger Fußbodenheizung in den Umkleidekabinen ein. Stolze 6,62 Millionen DM hatte der Prachtbau gekostet – eine große Summe für eine kleine Gemeinde wie Brokdorf mit ihren damals knapp 800 Einwohnern.

Den Betrieb des luxuriösen Brokdorfer Schwimmbads sichern bis heute die millionenschweren Gewerbesteuern des benachbarten Atomkraftwerks.

Und während andere Gemeinden reihenweise ihre defizitären Bäder schließen müssen, spendierte die Gemeinde Brokdorf im Jahr 2008 ihren mittlerweile 1.028 Einwohnern für über 8 Millionen Euro noch das „Elbe Ice Stadion“, eine schicke Eissporthalle, die ohne jegliche finanzielle Zuschüsse von Kreis, Land oder Bund errichtet wurde.

Der Kindergarten „Goldenes Schlüsselchen“

Pripjat war eine Stadt der Jugend: Über 14.000 Kinder und Jugendliche lebten hier im April 1986. Im Kindergarten „Goldenes Schlüsselchen“ waren mehr als 800 Kinder untergebracht, wenn ihre Eltern zur Schichtarbeit gehen mussten, sogar auch am Wochenende.

„Die Schrottdiebe von heute kümmern sich wenig, denn ihre Gier macht auch vor der Strahlengefahr nicht Halt.“

Erst 36 Stunden nach der Explosion des Atomreaktors gaben die Behörden eine „ungünstige Strahlensituation“ zu und forderten die Einwohner auf, pro Person einen kleinen Koffer mit persönlichen Unterlagen und dem Nötigsten zu packen.

Schon zwei Stunden später wurde die gesamte Stadt mit 1.200 Bussen und zwei Sonderzügen geräumt. „Für einige Tage“, hieß es. Das erklärt, warum auch in diesem Kindergarten so viele Spielsachen, Puppen, Schuhe und Kinderbücher zurückgelassen wurden. Noch heute herrscht dort eine Atmosphäre, als würden die Menschen jede Minute zurückkommen.

Aber selbst wenn viele Radionuklide wie Cäsium-137 und Strontium-90 mittlerweile zur Hälfte zerfallen sind, werden Uran und Plutonium diese Stadt weiterhin für Tausende von Jahren unbewohnbar machen.

Die Grundschule Nr. 3

Die kläglichen Reste eines vermodernden Klaviers fesseln meinen Blick in der Aula der Grundschule. Dieses Instrument schweigt nun schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert und löst sich langsam auf. Die staubigen Notenblätter legen die Vermutung nahe, dass zuletzt zwei Sonaten von Rachmaninov auf dem Klavier erklangen.

In den Klassenräumen beschleicht mich auf einmal die aberwitzige Vorstellung, dass die Schüler nur gerade in die große Pause auf den Schulhof gegangen sind und jeden Moment zurückkehren könnten. Denn auf den Tischen liegen ja sogar noch ihre aufgeschlagenen Schulhefte und angespitzten Bleistifte. Doch seit 26 Jahren bleibt dieses Klassenzimmer nun schon menschenleer.

Im Speisesaal warte ich schließlich knöcheltief durch ein Meer hunderter, winziger Kindergasmasken. Alle Schulen und Kindergärten waren mit diesem Schutz gegen kleine, begrenzte nukleare Freisetzungen aus dem Kraftwerk sowie gegen einen möglichen Atomangriff der NATO ausgerüstet. Gegen die für unmöglich gehaltene Reaktorschmelze halfen auch diese Atemschutzmasken nichts mehr.

Als ich Monate später für Fotoaufnahmen in eine Hamburger Grundschule komme, fragen mich die wissensdurstigen Zweitklässler sofort nach meiner Tschernobylexpedition. Es entwickelt sich ein intensives Gespräch zwischen den Siebenjährigen und mir.

Die Katastrophe von Tschernobyl passierte lange vor der Geburt dieser Kinder, aber die Bilder von Fukushima haben sie alle noch vor Augen. Und dann stellt mir ein Mädchen die Frage, auf die ich ihr keine Antwort geben kann: „Warum wart ihr euch alle so sicher mit der Atomkraft?“

Der Fahrzeugfriedhof

In einem unscheinbaren Wäldchen bedeckt bunt schillerndes Altöl großflächig den Boden. Durch die Bäume sind die ersten rostigen Autowracks zu erahnen.

Auf allen steht in kyrillischen Buchstaben „3OHA“ („Zone“) – die kontaminierten Fahrzeuge konnten mit dieser Kennzeichnung die Sperrzone nicht mehr verlassen.

Die Schrottdiebe von heute kümmert das wenig, denn ihre Gier macht vor der Strahlengefahr nicht Halt. Ohne Skrupel plündern sie die kaum gesicherten Halden, auf denen sich Lastwagen und

Hubschrauber stapeln, und verkaufen den strahlenden Schrott zum Einschmelzen, vor allem nach China und Indien.

Dort wird das Metall so lange mit nicht strahlendem „verdünnt“, bis es den Grenzwert unterschreitet und als niedrig strahlende Konsumgüter wie Kuchengabeln, Teedosen, Stahlträger oder Autos wieder im weltweiten Wirtschaftskreislauf landet.

Strahlenschützer warnen seit Jahren vor der Strahlenbelastung durch diese Art von „Recycling“.

Die Bahnstation Yaniv

Die stillgelegte Bahnstation liegt einen guten Kilometer nordwestlich vom Unglücksreaktor entfernt und wurde tagelang besonders schwer vom radioaktiven Fallout getroffen.

Nicht einmal die robusten Kiefern konnten der extremen Strahlung standhalten: Sie färbten sich innerhalb weniger Tage rostrot und starben anschließend auf mehreren Quadratkilometern ab.

Obwohl Planiermaschinen diesen sogenannten "Roten Wald" vor mehr als 25 Jahren eingeebnet und mit einer Erdschicht überdeckt haben, schlägt auch heute noch der Geigerzähler wegen der Radionuklide im Boden heftig aus und zeigt das 280-Fache der normalen Hintergrundstrahlung an.

Rechts und links der Gleise rosten umgestürzte Kesselwagen und Güterwaggons vor sich hin. Sie brachten in den ersten Tagen nach der Havarie sauberes Trinkwasser und Verpflegung aus Kiew

für die Zigtausenden Katastrophenhelfer in das Gebiet rund um den brennenden Reaktor. Allerdings kontaminierte der radioaktive Niederschlag die Waggons in kürzester Zeit und machte sie damit unbrauchbar. Ohne zu zögern, kippte sie das Militär zu Hunderten neben die Schienen.

Der Flusshafen von Tschernobyl

Unweit des weitverzweigten, mächtigen Stroms Dnjepr liegt der verwaiste kleine Flusshafen von Tschernobyl.

Lastkähne haben aus dem ganzen Land hierher Unmengen an Sand, Zement und Kies geliefert, um den Sarkophag bauen und einige extrem verseuchte Gebiete im Nordosten der Stadt Pripyat großflächig zubetonieren zu können. Dabei wurden die Lastkähne so stark verstrahlt, dass sie einfach auf Grund gesetzt und aufgegeben wurden.

Heute rosten diese strahlenden Zeitzeugen an den Ufern jeden Tag etwas mehr ihrem unvermeidlichen Untergang entgegen.

Mit meinem Geigerzähler messe ich an einem der Lastkähne das 350-Fache der normalen Hintergrundstrahlung.

Auf dem Rückweg

Nach insgesamt zehn Tagen in der Sperrzone rund um Tschernobyl mache ich mich schließlich auf die Heimreise.

Wie sieht es in mir aus?

Welche Eindrücke nehme ich mit nach Hause?

„Die Kiefern färbten sich innerhalb weniger Tage rostrot und starben anschließend auf mehreren Quadratkilometern ab.“

Ich bin erfüllt von einer unendlichen Trauer um die unzähligen zerstörten Schicksale und Lebensgeschichten der Menschen, die hier einst gelebt haben. Besonders die verstaubten Puppen der Kinder gehen mir nicht mehr aus dem Sinn.

Außerdem bin ich zutiefst bewegt von der Machtlosigkeit des Menschen gegen die atomare Urgewalt: Trotz der modernsten Technik ist es uns bisher nicht möglich, diese wunderschöne und anmutige Landschaft in absehbarer Zeit wieder bewohnbar zu machen.

Weiterhin bin ich dankbar für die vielen Begegnungen mit den Menschen, die hier couragiert und engagiert gegen die Spätfolgen kämpfen.

Und schließlich ist da eine Portion Stolz, dass ich das Risiko auf mich genommen habe, hierher zu kommen. Aber in meinen Augen muss die Geschichte von Tschernobyl weiterhin erzählt werden, vor allem weil sie in unserer schnelllebigen Zeit und vor dem Hintergrund von Fukushima in Vergessenheit zu geraten droht.

26 Jahre sind eine kurze Zeit, gemessen an den Folgen eines Atomunfalls. Für unsere Erinnerung, die eigene wie die kollektive, ist es schon eine sehr lange Zeit. Nur noch knapp jeder dritte Schüler in Deutschland weiß heute etwas mit dem Wort „Tschernobyl“ anzufangen.

Wie aber soll die nächste Generation die Verantwortung für die Zukunft übernehmen, wenn sie nicht die Verbindung zwischen den Nuklearunfällen

von Majak, Windscale, Harrisburg, Tschernobyl und Fukushima ziehen kann?

Nachklang

Wer kann sich den staubigen Puppen und Kindersandalen entziehen, ohne zu fragen: Welches Kind mag mit dieser Puppe gespielt haben? Welche Geheimnisse und Träume haben die Kinder mit ihr geteilt? Und was ist aus den stolzen Puppeneltern geworden? Haben Krebs und Tumoren sie inzwischen dahingerafft?

Wie viele der über 600.000 eingesetzten Liquidatoren inzwischen verstorben sind, ist unbekannt. Klar ist aber, dass diese Militärreservisten und abgezogenen Afghanistankämpfer während ihrer oft nur 40 Sekunden dauernden Aufräumsätze auf, im und um den offenen Reaktor ungeheuren Strahlendosen ausgesetzt waren.

Nach ihren kurzen Einsätzen erhielten sie von General Nikolai Tarakanov eine offizielle Urkunde, 100 Rubel, einen Liter Wodka und den Tschernobylorden. Dann kehrten sie nach Hause zu ihren Familien und in ihr normales Leben zurück.

Heute leiden die meisten von ihnen an grauem Star, Herz-Kreislauf-Beschwerden, Gedächtnisstörungen, Tumoren der inneren Organe und zeigen das Symptom einer vorzeitigen Alterung der Zellen. Viele der ehemaligen Liquidatoren in den 40ern sehen inzwischen wie 60-jährige Greise aus und zeigen auch entsprechend schlechte medizinische Laborwerte. Mittlerweile wurden viele dieser pathologischen Auffälligkeiten über sogenannte genomische

Instabilitäten an die nächste Generation weitervererbt.

Oft wissen die behandelnden Ärzte nicht einmal, dass sie es mit einem Tschernobylveteran und dessen Nachfahren zu tun haben und dass die Strahlung aus Reaktor Nr. 4 die Ursache für die seltsamen Befunde und unerklärlichen Leiden ist.

In Kiew treffe ich in einem schmucklosen, heruntergewohnten Veteranenheim den Liquidator Ewgenij Yurtschenkov. Er spricht von einem schrecklichen Gefühl der mangelnden Anerkennung und der fehlenden finanziellen und medizinischen Unterstützung.

"Teilweise mit bloßen Händen haben wir die strahlenden Trümmer genommen und in den rauchenden Reaktorschlund zurückgeworfen, damit schließlich der Sarkophag darüber gebaut werden konnte. Kaum waren wir Bio-Robotniks wieder von der Reaktorruine heruntergestiegen, haben wir uns als namenlose Helden wie der strahlende Fallout in alle Winde verstreut und diskret und unsichtbar in Luft aufgelöst. Und mittlerweile sind fast alle von uns verschwunden", sagt er mit einer Mischung aus ungebrochenem Stolz und tiefer Verbitterung.

Dann zeigt er mir mit zitternden Händen ein abgegriffenes Schwarzweiß-Foto und seinen Tschernobylorden und schweigt.

Als ich Ewgenij fünf Monate später auf meiner zweiten Reise nach Tschernobyl noch einmal besuchen möchte, muss ich erfahren, dass er kurz vor meinem Besuch an Leukämie verstorben ist.

Alexander Neureuter (Dezember 2012)

„Viele der ehemaligen Liquidatoren in den 40ern sehen inzwischen wie 60-jährige Greise aus.“